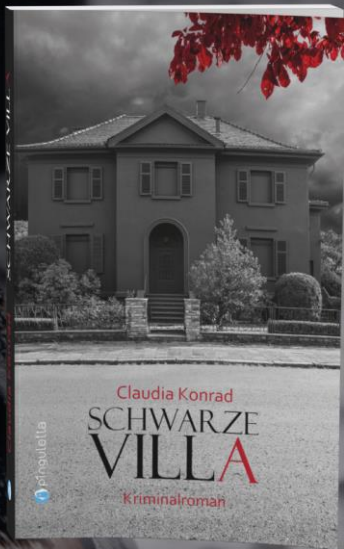




DÜSTER.

Tödliche Immobilie.



Schwarze Villa

ISBN: 978-3-948063-01-6 Preis: 12,90 €



Claudia Konrad

wurde 1965 in Göttingen als Ur-Ur-Enkelin des Freiherrn Johannes Benjamin Konrad von Budzinski geboren. Im Frankenland aufgewachsen, lebt und arbeitet sie heute im Nordschwarzwald.

Mit Motorradreisebüchern und humorvollen, skurrilen Kurzgeschichten begann das Schreiben. ›Schwarze Villa‹ ist nach ›Tod in Alepochori‹ ihr zweiter Kriminalroman, mit der 2009 kreierten Figur des pensionierten Hauptkommissars Peter Wellendorf-Renz.

Claudia Konrad hat zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien, Fachzeitschriften sowie Bücher im Self-Publishing. Sie ist Gründungs- und Vorstandsmitglied des Goldstadt-Autoren e. V., und Mitglied im Pforzheimer Kulturrat e. V., Sektion Literatur.



Claudia Konrad

SCHWARZE VILLA

Kriminalroman

Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen ist rein zufällig und nicht beabsichtigt.

pingulettera

LESEPROBE

Copyright © 2019 by Claudia Konrad

© 2019 pinguletta Verlag, Keltern

Alle Rechte vorbehalten

Sämtliche – auch auszugsweise – Verwertungen nur mit
Zustimmung des Verlags

Titelmotiv: © ›DIE SCHWARZE VILLA‹, Künstler Andreas Sarow

Titelfoto: © Christian Metzler Photography

Foto Rückseite: © ›Wildsee‹, Helmut Speer

Covergestaltung: © Sabrina Furrer, Helmut Speer

Produktion: Helmut Speer

Lektorat: Michael Lohmann, www.worttaten.de

ISBN 978-3-948063-01-6

eBook ISBN 978-3-948063-02-3

www.pinguletta-verlag.de

PROLOG

Vergebens flehte er um Sex. Bettelte und erniedrigte sich, bis es eines Tages mit ihm durchging. Gnadenlos trieb er sie in den Keller und verging sich grauenvoll an ihr. Wie ein ausgehungertes Raubtier auf Beutezug stürzte er sich auf sie, vergewaltigte sie. Nicht ein Mal, nicht zwei Mal, er wusste nicht, wie oft er das arme Ding geschunden hatte. Wie ein Irrer hatte er auf sie eingeschlagen, bis sie sich nicht mehr bewegte. Sein Drang, der Wahn, die Begierde, die Lust nach ihr war noch nicht gestillt. Er quälte den bewusstlosen, geschundenen Körper weiter. Immer und immer wieder, unermüdlich, bestialisch.

Stunden später ließ er endlich erschöpft von ihr ab.



KAPITEL EINS

Pforzheim, 21. Februar 1945

Wie er diesen Krieg hasste. Was war nur aus der einst blühenden Stadt geworden? Was aus seinem Betrieb? Wütend schob er die Schreibtischschublade zu, in der die Ideen für edle Schmuckstücke ruhten. Dieser verdammte Krieg, wer weiß denn schon, wann er sich wieder seiner eigentlichen Arbeit widmen, die eingemotteten Feinmechanik-Maschinen endlich auspacken und Zeichnungen das lang ersehnte Leben einhauchen konnte. Diese Ungewissheit, ob die Franzosen auf der anderen Seite des Rheins nur auf eine passende Gelegenheit warteten, den Fluss überqueren zu können, um die Stadt zu überrennen oder gar zu besetzen.

Heinrich Goldammer saß hinter seinem klobigen Eichen-

schreibtisch und beobachtete die fünfzehn Mitarbeiter durch eine mit Feinstaub belegte Glasscheibe. Munition stellten sie her, anstatt Gold- und Doubleketten zu produzieren.

Seit heute Morgen schwelte die neue verfluchte Angst, dass Hitler nun völlig durchdrehen könnte. Man hatte dem Führer vom unbemerkten Treffen zwischen Heinrich Himmler und dem ehemaligen Schweizer Bundespräsidenten Jean-Marie Musy in Wildbad berichtet. Geheim und doch nicht geheim. In Windeseile, hinter vorgehaltener Hand und ganz im Vertrauen, verbreitete sich die Nachricht durch die noch lebenden Verwandten, dass Himmler angeblich seine Schuld am Holocaust mindern wollte und in gemeinsamer Arbeit mit Musy versuchte, Juden über die Schweiz in die Vereinigten Staaten zu schleusen. Wohl schafften zwölfhundert Menschen die erste nächtliche Zugfahrt. Was, wenn Hitler seinen Zorn auf die Region ausbreiten würde?

Goldammer stierte vor sich hin, spielte gedankenversunken mit der linken Hand in einer kleinen



Box, die randvoll mit Edelsteinen gefüllt war. Steine, die für seine Schmuckstücke gedacht waren und die im Moment als totes Kapital vor ihm lagen.

Er dachte an Walter, seinen jüdischen Freund, Schulfreund und Geschäftspartner, den man 1933 mitsamt Familie deportiert hatte. Die Schmuckfabrik wurde arisiert. Tradition und Zukunft ausgelöscht. Welch große Pläne sie hatten! Walter arbeitete als Goldschmied in der Firma seines Großvaters, die er bald hätte übernehmen sollen. Seine Eltern starben, als er gerade einmal neun Jahre alt war. Goldammer fragte sich, ob es besser gewesen wäre, ebenfalls tote Eltern gehabt zu haben oder solche wie die seinen. Fusionieren wollten sie, gemeinsam zur weltweiten Anerkennung für ihre Schmuckwaren gelangen, Pforzheim zu weiterem Ruhm durch hochkarätiges Design verhelfen. Vorbei.

Sirenen heulten, Fliegeralarm.

Ermattet erhob er sich. Da war sie wieder, diese ätzende

Angst, dass Pforzheim dieses Mal bombardiert werden könnte. Solche Gedanken wurden dann doch von der Bevölkerung verdrängt. Überhaupt glaubte niemand so recht daran, da die Schmuckstadt bisher größtenteils verschont geblieben war, wenn auch die erste Bombardierung durch die United States Army Air Force im April 1944 knapp einhundert Menschenleben gefordert hatte. Die sich häufenden Angriffe der Alliierten gegen Ende 1944 hinterließen ebenfalls verhältnismäßig geringe Schäden. Nach der Bombardierung Dresdens war man sich in seinen Freundes- und Geschäftskreisen relativ sicher, mit einem blauen Auge davonzukommen.

Eine halbe Stunde verbrachte Goldammer gemeinsam mit seinen Arbeitern im Keller. Genügend Zeit, um die Zwangsarbeiter genauer zu beobachten. Jedes Unternehmen in der Stadt, das Kriegsmaterial – und wenn es noch so kleine Teile waren – herstellen musste, bekam solch arme Teufel zur Arbeitsverrichtung zugewiesen. Konnte er den beiden KZ-Häftlingen zur Flucht verhelfen? Lag es



überhaupt im Bereich des Möglichen? Und wenn, dann wie? Was, wenn es schiefginge? Offensichtlich würde man ihn auf der Stelle erschießen. Die Stadt wimmelte von Hitler-Treuen und Soldaten. In der Ferne grollte es. Es hörte sich wie das Abladen von Kartoffeln von einem Lastkraftwagen an.

Der Entwarnungston der Sirenen drang durch das dicke Gemäuer. Einmal mehr nur ein Fehlalarm, Glück gehabt. Man schüttelte sich die Hände, umarmte sich, ging erneut an die Arbeit – erleichtert, am Leben zu sein.

Goldammer klopfte seinen Anzug aus und hing im Büro seinen Gedanken abermals hinterher.

Was war heute bloß los mit ihm? Er kannte solche Gefühlsseligkeit und Sentimentalitätsausbrüche von sich nicht, er vermochte es sich nicht zu erklären und steckte sich eine Zigarre an. Den Rauch entließ er in großen Ringen aus dem Mund. Seine verkorkste Jugend tauchte vor seinem geistigen Auge auf, mit einem weichlichen Vater und einer Mutter, die er nur selten zu Gesicht bekam. Liebe und

Geborgenheit wurden ihm eher wenig zuteil. Ein fataler Umstand, der sein Leben prägte. Zumindest hatte man ihm die Goldschmiedeschule ermöglicht, so gelang es ihm, sich schon in jungen Jahren eine kleine Schmuckmanufaktur aufzubauen. Es war sehr vorteilhaft, dass sein Vater Ausbilder in der ersten Berufsschule für diese Branche war. Seine Mutter stammte aus Wildbad, einem Erholungs- und Kurort, nur fünfundzwanzig Kilometer von Pforzheim entfernt. Sie war eine Gebürtige von Stetten, deren Familie in der dritten Generation ein Hotel führte, in dem zu besseren Zeiten Herzöge, Könige und der Kaiser speisten. Wildbad wurde von der oberen Schicht beherrscht. Fabrikanten aus nah und fern urlaubten und genossen die Thermalbäder inmitten des Schwarzwaldes.

Wo ist diese Idylle nur geblieben, fragte er sich. Seit 1941, mit dem Feldzug gegen die Sowjetunion, mutierte Wildbad zu einer Lazarettstadt. Kliniken, Hotels, alles, was Platz bot, wurde für Verwundete, Ärzte und Pflegepersonal bereitgestellt. Das Fliegerheim beherbergte die meisten



Kriegsopfer. Militär, soweit das Auge reichte. Selbst auf dem Sommerberg oberhalb von Wildbad wurden beide Hotels zu Lazaretten umfunktioniert.

Nichts war, wie es einmal war. Seine Großeltern waren ebenfalls verstorben. Großvater traf es 1931. Er erlag während der Autofahrt von Pforzheim nach Wildbad einem Wandersplitter, der von einer Verwundung im Ersten Weltkrieg im Körper zurückgeblieben war. Das Metallstück saß so ungünstig im Gehirn, dass die Ärzte eine Operation ablehnten. Was er so Wichtiges an diesem Tag mit Vater zu besprechen hatte, blieb im Verborgenen. Vermutlich drehte sich wie immer alles um das Familiengeheimnis.

Großmutter verstarb 1930. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit aus Gram. Sie hatte nie den Tod ihrer Tochter, seiner Mutter, überwunden, dessen Schuld sie eindeutig ihrem Enkelsohn, also ihm, zuwies, wobei sie es nie ausgesprochen hatte. Ihr Verhalten glich psychischem Terror. Wahrscheinlich hätte er besser damit umgehen können, wenn sie ihm ihre Meinung ins Gesicht geschrien hätte.

Sommerberg – ein Lächeln huschte kurz über sein Gesicht. Auf dem Sommerberg hatte er mit seiner zwei Jahre älteren Schwester, einem Kindermädchen und einer Haushälterin, den größten Teil seiner Kindheit verbracht. Das nicht allzu große Holzhaus gehörte seiner Mutter und wurde gerne als Wochenendquartier genutzt. Der Wald bot den Kindern Platz zum Toben, wenn sie sich unbeobachtet fühlten.

»Adele, ich habe dich gehasst«, rutschte es ihm heraus. Goldammer schnellte aus dem Sessel, blickte sich um. Nervös fingerte er durch sein volles Haar. Niemand schien ihn zu beobachten. Gemächlich zog er an der Zigarre, holte ein vergilbtes Fotoalbum hervor und sah seine Schwester vor sich. Hübsch war sie, ohne Zweifel. Hatte langes blondes Haar, stahlblaue Augen, genau wie er. Sanft strich er über die Fotografie.

Eigentlich waren sie alle Vorzeige-Arier. Zumindest gingen sie ohne Probleme als solche durch. Goldammer amüsierte sich. Seinem Onkel väterlicherseits war es zu verdanken, dass sie lebten. Ja, es war zunächst ein Schock für



ihn, als ihm Vater anvertraute, dass die Ahnen jüdischer Abstammung waren, und er immerhin noch Halbjude sei. Dieser Onkel, den er nie kennengelernt hatte, sei als Flugzeugingenieur tätig gewesen, und betrieb noch vor dem Ersten Weltkrieg einen hohen Aufwand, um die Familiengeschichte ein für alle Mal auszulöschen. Juden waren die ganze menschliche Geschichte hindurch immer und immer wieder verhasst, gejagt und sinnlos ermordet worden. So hatte der Onkel Geistliche und Verwaltungsräte dermaßen erfolgreich bestochen, dass seitenweise Blätter aus Kirchenbüchern herausgetrennt, Urkunden verbrannt und somit die Herkunft der Familie vernichtet wurde. Wenn dieser irrsinnige Krieg vorüber ist, wollte er versuchen, doch noch etwas aus der Vergangenheit ausfindig zu machen, was ihn geringstenfalls berechtigen würde, den Freiherren-Titel wiederzuerlangen. Schließlich handelte es sich, den Erzählungen seines Vaters nach, zwar um einen verliehenen, aber immerhin einen Erbadel. Die Familie konvertierte zum katholischen Glauben, nahm den letzten Vornamen als

Nachnamen, der Adelstitel wurde abgelegt. Oder doch nicht? Wer weiß, ob die Geschichte mit dem Onkel nicht nur vorgeschoben ist? Inbrünstig hoffte er darauf, dass Archive die erforderlichen Nachweise eingelagert hätten und die nicht einer Zerstörungswelle zum Opfer gefallen waren. Andererseits ... hätte bei Hitlers Vernichtungszug nur ein kleiner Verdacht bestanden, wäre seine Familie längst abtransportiert worden. Dessen wurde er sich Tag um Tag bewusster.

Goldammer rückte seine silberfarbene Nickelbrille zurecht und blätterte eine Seite des Albums um.

Seiner zwei Jahre älteren Schwester Adele wurde schon immer jeder Wunsch erfüllt. Sie konnte sich stets einer Extrabehandlung gewiss sein. Sie war es auch, der gestattet wurde, auf Mutters Schoß zu sitzen, die sich anlehnen durfte, die liebevoll zu Bett gebracht wurde. Er, der 1910 das Licht der Welt erblickte, war stets der ungeliebte Schwächling. Wer war in Wirklichkeit seine Bezugsperson, fragte er sich. Opa? Eindeutig der Wildbader Großvater mütterlicherseits.



Über Vaters Eltern, den jüdischen Ahnen, wusste er nichts. Man redete nicht.

Reitunterricht bekam Adele, durfte sogar mit ihrem Reitlehrer durch den Wald auf dem Sommerberg reiten. Und er? Er durfte nicht einmal einem Fußballklub beitreten, wo all seine Freunde waren. Also hatte er kaum Freunde. Je älter Adele wurde, desto mehr nahm sie Mutters Züge an. Er begann, sie zu hassen. Nicht genug, dass er vor Eifersucht schier platzte, aber dann fing sie mit diesen Erniedrigungen an, wie Mutter ...

Es geschah an einem lauen Sommertag 1924. Die Haushälterin fuhr mit der Standseilbahn ins Tal, um Lebensmittel zu besorgen. Das Kindermädchen widmete sich dem Gartenbeet. Vergeblich hatte sie ihn um Hilfe gebeten, denn er hatte sich für diesen Tag vorgenommen, seiner Schwester eine Lektion zu verpassen. Mit einem Rucksack und Gummistiefeln machte er sich auf, in den Moorrandwald.

Er kannte sich, dank seines Großvaters, dort sehr gut aus.

Opa war der Einzige, der ihn zu verstehen schien, der ihm Dinge beibrachte, die sein Vater für lapidar hielt. »Was muss man über die Entstehung eines Naturgebietes wissen, wenn Krieg ist. Es gibt Wichtigeres«, meckerte der Vater. Sein Großvater war es auch, der mit ihm die Hochebene zwischen Kaltenbronn, Gernsbach, Forbach und Wildbad durchwanderte und das Besondere an diesem Gebiet erklärte. Neben Waldwegen und Holzplanken über dem Moor wusste er genau, welche Stellen man betreten durfte und welche nicht.

Nur wenige Hundert Meter vom Haus entfernt schlug er sich in den Wald. Nach einer halben Stunde war sein Ziel erreicht. Er stülpte sich einen schwarzen Kapuzenumhang über, den er bei seinem Großvater hatte mitgehen lassen. Unhandlich und schwer war der Stoff. Aber er schaffte es rechtzeitig, als Adele sich hoch zu Ross näherte. Sie war allein unterwegs. Erwartungsvoll höhnte er unter der Kapuze, schnellte vor, als das trabende Tier auf seiner Höhe war, und brachte es mit einem mörderischen Aufschrei und heftigen Armbewegungen zum Steigen. Adele stürzte



rückwärts aus dem Sattel und fiel auf den Rücken.

Er hörte ihre Knochen brechen, drehte sich aber nicht um, sondern verschwand lautlos im Wald.

Es dauerte nicht lang und die Nachricht wurde gebracht, dass Adeles Pferd reiterlos in den Stall zurückgekehrt sei. Keine Stunde später befand sie sich in der Klinik in Wildbad. Querschnittslähmung, lautete die Diagnose.

Heinrich Goldammer zog kräftig an der Zigarre. Er schaute durch die Glasscheiben seines Büros.

»Dieser verfluchte Krieg raubt mir die Nerven, ich dreh noch durch.«

Adele ... geplant war das so nicht, nach dem Reitunfall wurde alles noch ärger. Jetzt spielte er erst recht die zweite Geige. Mutter wich nur selten von ihrer Seite. Erst litt sie mit ihrer Tochter, dann schämte sie sich zusehends, bis sie sich vor Schande, ein Jahr nach dem Unfall, auf dem Dachboden der Familien-Villa in der Friedenstraße erhängte. Vater schien Mutters Tod nicht sonderlich zu schockieren, sie hatten sich auseinandergelebt, schlussfolgerte er heute. Ihm,

dem ungeliebten Sohn, nahm sie mit ihrem Tod den letzten Rückzugsort. Wie gerne saß er stundenlang auf dem kalten, halbwegs ausgebauten Dachboden. Hier wurde Wäsche getrocknet und gespielt. Und sie stritten sich um die Schaukel. An lauen Sommerabenden durfte er mit seinem Vater die Sterne betrachten. Sie stiegen auf einen Schemel, quetschten ihre Oberkörper durch die einzige Dachluke und manchmal, ja, manchmal brachte Vater ein Teleskop aus der Schule mit. Er kannte sie alle. Alle Planeten im Sonnensystem und unzählige Sternbilder. Ab und an konnte Vater richtig nett sein, aber das war bei Weitem nicht genug.

Ein Hauptgrund, dass er seinen Sohn, den Franz, verwöhnte. Zumindest bemühte er sich. Wann immer es Zeit und Umstände erlaubten, war die kleine Familie unterwegs. Wenn klarer Himmel über Pforzheim war, quetschten sie sich gemeinsam durch das Dachfenster, um vielleicht eine Sternschnuppe zu erhaschen.

Wie er das vermisste! Beim Gedanken an Frau und Kind träumte er von einer Versöhnung. Er liebte sie, er brauchte



sie. Was war er nur für ein verdammter Idiot!

Tief sog er den Rauch in die Lunge.

Seine Schwester Adele mutierte zur Tyrannin. Ihre geifernde Stimme hallte permanent durch das Haus. Im Frühjahr 1926 warf sie ihm vor, dass sie ihn hinter dem Unfall vermutete. Sie erpresste und scheuchte ihn. Tu dies, tu das, hol mir – was auch immer.

Da war er wieder, dieser Hass. Wie damals.

»Heinrich, Heinrich, komm her!«, rief sie nach ihm.

Er reagierte nicht, überlegte.

»Heinrich, ich weiß, dass du mich hörst. Komm sofort her und gib mir etwas zu trinken.«

Er rührte sich nicht.

»Heinrich! Ich sag es dem Vater! Ich weiß, dass du es warst. Du hast das Pferd erschreckt. Deinetwegen leide ich. Kann nichts mehr entfachen und bin ein Krüppel. Null und nichts ist an diesem Leben lebenswert. Du hast alles zerstört, du warst und bist ein Nichtsnutz. Und Mutter hast du auch auf dem Gewissen. Gäbe es dich nicht, wäre das nicht

passiert, und sie hätte sich meiner nicht schämen müssen.«
Sie kreischte es heraus, hysterisch, unkontrolliert.

Er geriet unter psychischen Druck, vermochte sich derartige Behandlung nicht länger bieten zu lassen. Er musste endlich intervenieren ...

Gemächlich schleppte er sich in ihr Zimmer, guckte sie an. Pure Boshaftigkeit sprudelte ihm aus ihren Augen entgegen.

»Heinrich, ich weiß es. Leugnen ist zwecklos. Ab sofort wirst du verrichten, was ich dir befehle, sonst ...«

Es sollten ihre letzten geschwollenen Worte sein. Ruckartig befreite er das Kopfkissen unter ihrem Kopf und drückte es ihr auf das Gesicht. Erst sachte, dann stärker. Adeles Todeskampf dauerte nur kurz, dann war es still.

Endlich Ruhe.

Befreiung.

Er fühlte sich frei. Schuldlos und frei.

»Chef, wir machen Feierabend«, riss ihn sein Kapo aus der



Lethargie, »was ist denn heute mit Ihnen los? Immer noch wegen Ihrer Frau?«

»Ja und nein. Schönen Feierabend.« Goldammer löschte die Lichter seines kleinen Betriebes und fuhr nach Hause.

Es trieb ihn in den Luftschutzkeller der alten Villa. Gede­mütigt von seiner Vergangenheit schaute er sich um. Zögernd strich er mit der Handfläche über die Wand der Ost­seite, trank die mitgebrachte Cognacflasche mit einem Zug zur Hälfte leer und warf den Rest gegen das Mauerwerk.

Tränen quollen aus seinen Augen, sturzbachartig rannen sie über sein Gesicht. Er fühlte sich miserabel, inadäquat und als Versager. Er, der von blauem Blut abstammende Ketten­goldschmied Heinrich Goldammer, mit Tausenden Schmuckideen ... ein gebrochener Mann. Er überlegte ernst­haft, seinem Leben ein Ende zu setzen.

Schwankend glotzte er in einen Spiegel. Dieser hässliche Zeitgenosse mit dickem angeschlagenen Barockrahmen befand sich im Haus, so lange er denken konnte.

»Heinrich, du bist erledigt! Schau dich an. Dünn, ausgemergelt und unrasiert. Elisabeth, Martha, mein Sohn, mein geliebter Sohn ...«

Er brach in sich zusammen, kauerte wie ein Embryo auf dem kalten Boden des Kellers und schluchzte sich in den Schlaf.



KAPITEL ZWEI

Peter Wellendorf-Renz, den Freunde und Bekannte kurzerhand Welle nennen, lebt als pensionierter Kriminalhauptkommissar im Nordschwarzwald; er war immer noch als Sonderermittler tätig. Im Jahr 2010 quittierte er seinen Dienst bei der Pforzheimer Kriminalpolizei aus gesundheitlichen Gründen. Welle, 1952 geboren, stolperte von nun an über mysteriöse Fälle, Tote und seltsame Geschichten, die den Polizeichef dazu veranlasst hatten, ihm den Sonderermittlerstatus zu gewähren. Seither spaziert er im Präsidium ein und aus, was seinem Nachfolger Igmarr Keller zu Beginn ein heftiger Dorn im Auge war. Inzwischen verstand man sich und wusste sich zu schätzen. Man saß sogar mit den Honoratioren der Stadt gemeinsam am Stammtisch mit dem witzigen Namen ›Alte Hasen‹.

Welle freundete sich wenige Wochen nach Eintritt in den

Ruhestand im Tierheim mit einem Staffordshire Bullterrier an, den er kurze Zeit später adoptierte und ihm den Namen Trollinger verpasste. Ob an der Namensgebung ein oder zwei Schoppen zu viel vom guten Lemberger schuld waren, bleibt bis dato Welles Geheimnis. Jedenfalls ergeben Herr und Hund ein Ermittlergespann der Extraklasse.

Heute traute Welle seinen Augen nicht, als er die Trauerkarte las, die er soeben aus dem Briefkasten gefischt hatte.

»Sehr geehrter Herr Wellendorf-Renz, als Befürworter und Unterstützer Pforzheimer Kultur und Künstler möchte ich Sie, der Sie mir als solcher ebenso bekannt sind, recht herzlich zur Trauerfeier am kommenden Dienstagabend in die ›Schwarze Villa‹, Friedenstraße in Pforzheim, einladen. Ein Kondolenzbuch wird ausliegen. Mit freundlichem Gruß Kai Sander, Architekt.«

»Trollinger«, sagte er. Welle sprach oft mit seinem Hund. »Jetzt gibt Sander den Sesselpupsern im Amt die letzte Breitseite. Da werden wir ungeniert hingehen. Bin gespannt,



ob sich die Obrigkeit blicken lässt.« Welle freute sich und rieb sich schadenfroh die Hände.

Pforzheim, die Goldstadt im Nordschwarzwald, die gerne vom ehemaligen Oberbürgermeister Dürr als ›multi-kulturelle Stadt‹ bezeichnet wurde. Eine Stadt, die ansässige Vereine und Künstler meist an der langen Hand verhungern ließ, Projekte und Veranstaltungen stattdessen für Aber-tausende Euro an Auswärtige vergab, diese Stadt erfuhr an einem warmen Spätsommernmorgen ihren größten Kultur-schock. Eine schwarze Villa ward über Nacht geboren, und das in einem exklusiven Wohnviertel, dem Rodgebiet. Inmitten strahlend weißer alter Villen, die allesamt in neo-klassizistischem Stil erbaut und aus den Anfängen des vorigen Jahrhunderts stammten. Ein Viertel, das von der bestialischen Zerstörung Pforzheims zum Ende des Zweiten Weltkrieges so gut wie verschont blieb.

Schwarz, nicht nur die Fassade, die Holzläden, Glas-scheiben, die Eingangstreppe mit Tür, das Geländer, die

Dachziegel, Dachrinne, die Antenne, sogar die Lampe am Eingang, alles kohlrabenschwarz. Und dies tatsächlich in nur einer Nacht, in der die Nachbarschaft so tief geträumt haben muss, dass niemand das geringste Geräusch wahrgenommen hatte. Allein dieses Moment der Überraschung konnte Welle nicht wirklich verstehen. Er ist der Überzeugung, dass so eine Aktion ohne Geräusche gar nicht funktionieren konnte.

Als in den einschlägigen Tageszeitungen darüber berichtet wurde, machte sich Welle mit seiner griechischen Freundin Tula auf, um das schwarze Werk zu besichtigen. Ein Frevel war es schon, aber lustig fanden sie es dennoch. Kunst eben.

Durch Zufall trafen sie auf den Besitzer, den Architekten Kai Sander. Lange unterhielten sie sich. Sander fand es belustigend, wie sich die Kritiker auf ihn stürzten. Klar musste es so kommen. Wer ein denkmalgeschütztes Haus schwarz streicht, provoziert. Die Idee, die Villa als Ausstellungsort zu nutzen oder gewisse Veranstaltungen darin zu organisieren, fand in Welles Bekanntenkreis großen



Anklang. Man empfand die herbe Kritik, die in der Presse kursierte, lächerlich. Hugo Wert, Rechtsmediziner und Freund von Welle, und ebenfalls Mitglied des Honoratioren-Stammtisches der ›Alten Hasen‹ meinte dazu: »Pforzheim ist zu Wichtigem nicht in der Lage, ergo muss man sich mit Unwichtigem beschäftigen.«

»Kriminächte, düstere Musik, Hunderte Kerzen, und an den Wänden mystische Kunstgegenstände, das ist auch eine Maßnahme«, hatte Sander gemeint. »Das Ambiente wäre perfekt.«

Und dann? Ausgeträumt. Die Stadtverwaltung hatte Ausstellungen in dem Gebäude untersagt. Darüber hinaus hatte man Sander so zugesetzt, dass er mit einem hohen Bußgeld – Vorwurf: Verunstaltung eines denkmalgeschützten Objekts – zu rechnen hatte. Und das, obwohl er immer beteuerte, der Villa nach gewisser Zeit wieder den originalen Anstrich zu verpassen. Die Rückseite des Hauses war ja weiß geblieben, was allerdings niemand wissen sollte. Doch in den sozialen Netzwerken tauchte ein Foto auf.

Auftraggeber, wie sich schnell herumgesprochen hatte: ein Kulturbeauftragter der Stadt.

»Unbefugtes Betreten fremden Grundstückes ... das gehört wohl zu dem Unwichtigen in Pforzheim«, regte Wert sich auf.

Und nun Sanders letzter Schachzug, die Trauerfeier.

Fackeln, die in schwarz gestrichenen Halterungen steckten, und die der einstigen Herrschaftsvilla ein glimmendes Aussehen gaben, säumten die Treppen zum Eingang. Mystisch, gespenstisch, geheimnisvoll wirkte es. Der Zulauf war enorm, damit hatte sicher niemand gerechnet, am allerwenigsten Sander. Kunstliebhaber, Unterstützer und auch Neugierige waren gekommen. Sehen und gesehen werden, lautete die Devise. Und jeder, ausnahmslos jeder dieser Besucher, trug sich voller Stolz und Mitgefühl gegenüber Kai Sander in das Kondolenzbuch ein. Dietmar Maier, ein ehemaliger Stadtrat, war ebenfalls anwesend. Freudig begrüßte er den Ex-Kommissar mit seiner Lebensgefährtin.



»Wellendorf-Renz, ich freue mich, Sie zu sehen. Frau Diamantopoulos.« Händeschütteln. Eine anerkennende, leichte Verbeugung. »Ich bedaure sehr, dass dieses Projekt so kläglich scheitert.«

»Dem stimme ich zu. Nichtsdestominder, das Gebäude ist sehr beeindruckend. Die Räumlichkeiten, grandios. Sehen Sie sich diesen Kronleuchter an, wo Sander den nur ausgegraben hat«, sagte Welle. Begeistert deutete er auf einen alten sechsbarmigen Leuchter, der klassisch, an einer Kette befestigt, sein warmes Licht ausstrahlte.

»Schön, Sie zu sehen, ich grüße Sie recht herzlich.« Mit diesen Worten drückte Sander den dreien ein Glas Sekt in die Hand.

»Die Damen vom Catering werden für gefüllte Gläser sorgen, hier drüben finden sie ein paar Canapés, bitte bedienen sie sich.«

»Mich würde die obere Etage der Architektur wegen interessieren«, setzte Welle an.

»Gerne zeige ich sie Ihnen, jedoch nicht jetzt. Ich habe

absichtlich absperren lassen, wie einige Räume hier unten auch. Es wird gebaut und es gibt da oben kein Licht. Wir finden einen Termin«, bot Sander an.

Es wurde ein interessanter Abend, viele Gespräche, zwei, drei Gläschen Sekt und leckere Häppchen. Welle und Tula amüsierten sich gut und verabschiedeten sich erst zu später Stunde.

Penetrant klingelte das Telefon. Welle blinzelte auf seinen Funkwecker. Es war zwei Uhr vierzig.

»Herrschaftszeiten, i komm ja.« Mürrisch riss er den Hörer aus der Ladestation.

»Ja?«

»Herr Wellendorf-Renz. Sander hier. Kai Sander. Sie müssen entschuldigen, aber hier geht etwas sehr Merkwürdiges vor, ich ... ich zweifle an meinem Verstand.«

»Was ist denn passiert?«

»Ich sehe eine Frau. Eine Frau in einem hellgrauen Kleid. Sie ... sie steht oben am Treppengeländer und stiert mich an.«



»Wo sind Sie?«

»In der Villa.«

»Mann, Sander, haben Sie zu tief ins Glas geschaut?«
Welle schnaubte. Tula tauchte gähnend neben ihm auf.

»Sie bewegt sich langsam, jetzt – jetzt kommt sie die Treppe herunter. Ihr Kopf hängt dran, als gehöre er nicht zu ihr. Die Kerzen flackern und erlöschen, an denen sie vorbeischiebt – nein, sie geht ... schwebt doch ... nein, geht.«

»Sander! Sander, kommen Sie zu sich. Es gibt keine Geister«, schallte Welle.

»Oh Gott, das Kleid, es ist blutverschmiert – am Kragen, nein, die rechte Seite ist getränkt von Blut. Was macht sie denn jetzt? Hej, was soll das? Was wollen Sie von mir?«

Sanders Stimme vibrierte panisch. Es krachte am anderen Ende der Leitung. So laut, dass selbst Tula die Augenbrauen hochzog, was nun wirklich Welles Eigenart war.

»Sander ... Sander?«

Er antwortete nicht.

Es klirrte. Hörte sich nach zu Bruch gehendem Glas an.